

Folie 1.

Ich habe mir erlaubt, den formalen Titel des Programms - „Einblicke, Ausblicke“ - durch eine gefülltere Richtungsangabe zu ersetzen: Verflüssigungen. Die H₂O-Metapher ist eine Standortbestimmung und spielt auf das Begriffspaar des polnisch-englischen Soziologen Zygmunt Baumann an: Wir sind Zeugen eines Umbruches, in dem die „soliden Formen“ der klassischen Moderne – Eisen-, Stahl- und Betonkonstruktionen, Riesenfabriken, hierarchisch geordnete Großbürokratien in Wirtschaft, Staat, Gesellschaft – abgelöst werden durch eine „liquid Modernity“¹, fließende, kurzlebige Wegwerfelemente aus Plastik und Informationen, lockere Verbindungen und Netzwerke zwischen Menschen, alle schon von Beginn an mit einem Verfallsdatum versehen. Und drei Zitate als Motto: Keine Bildungstapete, vielmehr drei thematische und thetische Eckpunkte. Der Stil macht den Menschen – Lebensstil und Lifestyle ist ein Modewort gegenwärtig, Zeitschriften und Ratgeber versorgen uns mit Tipps und Raschlägen, wie man/frau sich möglichst erfolgreich auf der Bühne der Gesellschaft /oder der des Marktes präsentiert. „There is no such thing as society“ - Maggie Thatchers berüchtigtes Diktum ist kein analytischer Satz, sondern Programm; das Programm des marktradikalen Besitzindividualismus², der unter den Titeln „Freiheit“ und „Eigenverantwortung“ den Umbau der Solidarsysteme voran- und der Gesellschaft das Wir-Bewußtsein austreiben will und dabei in den letzten Jahrzehnten durchaus nicht erfolglos war. Und Mary Douglas? Was die große alte Dame der englischen Kulturanthropologie³ behauptet, ist Hauptthese dieses Vortrages, ohnehin axiomatische Setzung der Religionssoziologie als Forschungsdisziplin: religiöse Überzeugungen und Praktiken sind niemals ohne sozialen Kontext; der „spirituelle Stil“ einer Gruppe oder Gesellschaft korrespondiert - „Wahlverwandtschaft“ sagte Max Weber dazu – mit ihrem sonstigen Lebensstil.

Folie 2.

Ich werde mein Argument im Durchgang durch fünf Stationen entfalten, dabei an einigen Stellen etwas länger verweilen und auch ein oder zwei Seitenblicke riskieren. Keine Angst: Sie sollen weder mit Zahlenfriedhöfen noch mit Soziologenchinesisch malträtirt werde. Sicher, die ein oder andere Zahl wird sich nicht vermeiden lassen – aber ich verstehe Sozialforschung vor allem phänomenologisch und als Zeitdiagnose, also als eine Schule des Sehens, die uns dazu verhelfen will, daß wir uns einen -hoffentlich- etwas besseren Reim auf unsere Erfahrungen und die unsererer Mitmenschen machen können.

Folie 3.

Fangen wir mit etwas sehr Persönlichem an: unseren Vornamen. Ganz persönlich, Spitze und Wahrzeichen der Identität, etwas, auf das wir tatsächlich „hören“ – und doch Produkt totaler Fremdbestimmung, uns ohne jedes eigene Zutun zugeschrieben⁴ von unseren Eltern. Tragen Sie einen biblischen Namen, oder ist er germanischen Ursprungs? Kommt er aus dem Englischen oder Französischen, ist vielleicht sogar eine Familientradition, weil schon Opa so hieß? Gab es in ihrer Schulklasse damals Kinder mit dem gleichen Namen, also eine Anna O , eine Anna P, eine Anna S ?

Folie 4.

1 Baumann, 2003

2 McPherson

3 Douglas, 1970

4 Ascription vs. Achievement

In der Längsschnittbetrachtung zeigen sich Muster und Trends – nicht überraschend, vieles ist bekannt und läßt sich auch an anderen Stellen beobachten. Säkularisierung, Entverwandschaftlichung, Globalisierung, Individualisierung lauten die Schlagworte. Ich nehme das Stichwort „Individualisierung“ zum Leitfaden und gehe einen Schritt weiter, sozusagen von der Taufe in das Kinderzimmer. Das Kind hat einen Namen bekommen, es muß nun sozialisiert, zu einem annähernd kompetenten Mitglied der Gesellschaft erzogen werden. Was ist das „Woraufhin“ der Erziehung, welche Ziele streben Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder an ?

Folie 4.

Wieder kommt uns eine Zeitreihe zur Hilfe, die klassische EMNID-Frage nach den Erziehungszielen, seit 1951 regelmäßig alle 2 – 3 Jahre demoskopisch erhoben. Erneut erscheint ein eindeutiger Trend – zumindest was die Programmatik angeht, die Realität in den Familien mag eine andere sein. Nicht Einordnung in eine vorgegebene Struktur, Gehorsam und Unterordnung hat Priorität – die Freiheit und Selbstbestimmung des souveränen Individuums ist Zielwert und das Woraufhin von Erziehung im 21. Jahrhundert. Also wiederum Individualisierung als Programm, und ein Stilwandel als Konsequenz: weg vom autoritären (Gehorsam, Unterordnung!) hin zu einem demokratisch-egalitären (Freiheit, Selbstständigkeit!) Erziehungsstil. Betrifft dieser Stilwandel nur die Erziehungsideologie in den Kinderzimmern – oder ist er Ausdruck tiefgreifender Wandlungen, eines Paradigmenwechsels vielleicht, der über die Sozialisationsbedingungen hinaus Implikationen hat für die Gesellschaftsstruktur als ganze bis hin zum „spirituellen Stil“? Genau das behauptet Mary Douglas und kontrastiert zwei gegenläufige Paradigmen der Weltordnung: die positionale und die personale Ordnung.

Folie 5.

Stabilität, dauerhaft vorgegebene „solide“ Formen kennzeichnen das positionale Paradigma, der einzelne setzt seine Ehre darein, die vorgegebenen Rollen möglichst gut auszufüllen und zu spielen, nicht Originalität, sondern Kontinuität ist der Leitwert: Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen.

In personalen Ordnungen sind die Strukturen verflüssigt, werden immer wieder neu ausgehandelt, flexibel an die jeweiligen Personen und Situationen angepaßt. Nicht ein-für-allemal stabilisierte Institutionen regulieren den Lebenszusammenhang – an ihre Stelle treten „liquide“, flexible, kurzfristige Interaktionsmuster und Netzwerke zwischen Personen.

Mit zwei Metaphern gesagt:

Das positionale Paradigma sieht die Gesellschaft als Kathedrale, in der jeden Tag das ewige Mysterienspiel vom Herrn „Jedermann“ als Helden aufgeführt. Im personalen Paradigma gilt die Gesellschaft als ein grosser Bazar, auf dem Tag für Tag um Waren und Preise gefeilscht wird, wo man bis zur Erschöpfung handelt, verhandelt, kauft, verkauft und dennoch kein Ende finden kann, denn alles bleibt ständig im Fluß, jeden Morgen werden die Karten wieder neu gemischt.

Folie 6.

Ist uns unser Leitfaden, das Stichwort „Individualisierung“, über diesen Erwägungen aus der Hand geglitten? Nur scheinbar. Denn Korrelat, wenn man so will: die handfeste Basis der Individualisierung ist eine verflüssigte, flexibel gemachte institutionelle Ordnung, deren Zwischenräume, Lücken und Poren dem Einzelnen neue Spielräume eröffnen und gleichzeitig auch neue Entscheidungen abverlangen.

Folie 7 – 10.

Stabile Institutionen geben berechenbare Rahmenbedingungen vor, an denen sich eine Lebensplanung ausrichten kann: Partnerschaft und Ehe, Familienphase mit 2,3 Kindern, dann das „leere Nest“ zu Hause; eine sichere Beschäftigung in der Firma mit 2-3 erwartbaren Aufstiegsschancen; so-und-soviel Jahre im Ruhestand mit einer berechenbaren Altersrente usw. usw.

Poröse Institutionen⁵ können das nicht: der Einzelne wird zum Jongleur und Balancekünstler, der viele Bälle in der Luft halten muß. „Meine Kinder“ - „deine Kinder“ heißt es in Patchwork-Familien, meine 2-3 Jobs, halbe oder viertel Stellen und deine 2 -3 Jobs und dazu noch unser gemeinsamer Haushalt, die Kinder, die inzwischen plegebedürftigen Eltern, und jetzt soll ich auch noch Sonntags ins Geschäft, muß abends noch zu Hause Emails lesen und beantworten. Poröse Institutionen meint deshalb auch: der Einzelne ist gezwungen, auf biographischer Ebene die Systemwidersprüche und -inkompatibilitäten auszuhalten und auszugleichen⁶.

Folie 11 – 13.

Und die Kirche? Sie „leckt“ inzwischen erheblich, wie wir wissen: Religion, Kirche, Spiritualität stehen ebenfalls unter dem Imperativ der Individualisierung. Unter den gegenwärtigen Sozialisationsbedingungen – antihierarchisch, antiritualistisch orientiert! - ist der oder die Einzelne immer weniger willens und in der Lage, sich fraglos in ein vorgegebenes rituelles und institutionelles Gehäuse (Glaubens-Gehorsam! Unterordnung unter die Amtshierarchie!) hineinzugeben. Was sind die möglichen Optionen?

- Erstens der Auszug aus den „soliden Formen“, den Riten und Strukturen mit „Kathedral-Stil“ Also: kein Gottesdienstbesuch mehr, Austritt aus der Kirche. Damit kann ich nichts mehr anfangen, das ist mir alles viel zu starr usw. usw.
- Zweitens: ihre Verflüssigung, Flexibilisierung, der Stilwandel hin zu einem individualisierten „spirituellen Stil“, der kompatibel ist mit dem Gesamtkontext meiner Lebensführung, der zusammenpaßt mit meinem sonstigen Lebensstil.
- Oder schließlich, drittens, die Bildungsaufgabe: der langsame, mühsame Weg hin zu einem neuen Zugang zu Sinn und Wert des „Kathedral-Stils“⁷.

Alle drei Optionen sind anzutreffen; ihr Miteinander bedingt die Unübersichtlichkeit unserer kirchlichen Lage heute.

Folie 14.

Phänomenologie soll Sozialforschung sein, hatte ich gesagt, „Schule des Sehens“ . Versuchen wir einige Naheinstellungen. Die neue EKD-Untersuchung geht methodisch einen Schritt über ihre Vorgängerinnen hinaus, indem sie das SINUS-Modell von Lebenstypen und -milieus übernimmt. Was verbirgt sich dahinter?

Folien 15 – 18.

In dem Magazin der Neuen Zürcher Zeitung, NZZ FOLIO, gibt es eine Rubrik „Wer wohnt hier?“ Ein Psychologe und eine Innenarchitektin versuchen, aus den unterschiedlichen Einrichtungsstilen von Wohnräumen auf die jeweiligen Bewohner zu schließen. Aus dieser Rubrik stammen die Fotos, Aulösungen über Kopf unten auf den Folien. Ähnlich gingen die Forscher des SINUS-Instituts in Heidelberg in den 80er Jahren vor: Im Rahmen der Marktforschung versuchten sie, mit einer ausgefeilten Methodik an Hand bestimmter Kriterien wie Wohnungseinrichtung, Freizeitbeschäftigungen, Musikgeschmack etc. unterschiedliche Lebenstypen in der Bevölkerung zu bestimmen. Das Ergebnis waren die „SINUS-Kartoffeln“, eine Abbildung der Gesellschaft im

5 Begriff von Robert Wuthnow, Loose Connections.

6 Formulierung von Ulrich Beck.

7 Vortrag Dr. Höcker

zweidimensionalen Raum, in dem sich die einzelnen Milieus als kartoffelartige Cluster gruppieren.

Folien 19 – 20.

Dieser Ansatz hat Schule gemacht und ist – mit verschiedenen Modifikationen – zu einem Standardinstrument in der Sozialforschung geworden: mit ihm ist es möglich, recht präzise den gesellschaftlichen Struktur- und Stilwandel zu erfassen⁸.

Folie 21.

Im Ergebnis gliedert das SINUS-Modell westeuropäische Gesellschaften in sieben, nach sozialer Lage und Wertorientierungen geschichtete Stilmilieus auf.

Folien 22 – 23.

Folie 24.

An diesen Ansatz schließt sich die EKD-Untersuchung methodisch an und erweitert die Fragestellung: Welche spezifischen Affinitäten zu Kirche und Religion lassen sich in den verschiedenen Lebensstil-Clustern feststellen?

Sechs solche „Cluster“-Kartoffeln identifiziert die Kirchenmitgliedschaftuntersuchung IV und stellt dabei sehr verschiedene Grade von Nähe und Distanz zur Kirche fest.

Folie 25.

Phänomenologie, Schuke des Sehens: Ich versuche, diese „Cluster“ einmal als Brille zu benutzen und gehe durch meine Ev.-luth. Kirchengemeinde in List auf Sylt. Wen sehe ich, was sehe ich?

Folien 26 – 28

Es macht mir keine Schwierigkeiten, den Cluster-Kartoffeln 1,2,4,5 die entsprechenden Personen, ihre Biographien, ihre Einstellung zuzuordnen. Bei 3 und 6 stocke ich, muß lange überlegen. Sicher, mir fallen Namen ein, Gesichter – aber sie kommen nicht im engeren Horizont meiner Kirchengemeinde vor, ich begegne ihnen auf der Straße, im Bus - nicht in der Kirche. Manchmal allerdings kommt einer von Ihnen ins Pastorat: Ein ehemaliger Konfirmand, eine ehemalige Konfirmandin. Geldnöte, Gesprächsbedarf, Seelsorge – das sind die Themen. Ist das rein zufällig? Die EKD-Untersuchung macht mir ein gutes Gewissen: es ist durchaus typisch, was ich in meinem List auf Sylt erlebe.

Folien 29 – 30

Die Befragungsdaten erlauben genauere Innenansichten der Milieus nach Alter, Familienstand, Bildungsniveau, Motiven für Kirchenmitgliedschaft usw. Sie geben ebenfalls Aufschluß über Affinitäten, „Stilverwandtschaften“ zu kirchlichen Formen und Glaubensaussagen. Einige Details sollen hervorgehoben werden.

Folien 31 – 32.

Eindeutig sind die Affinitäten der beiden „hochkulturell“ orientierten Lebensstiltypen zu kirchlichen Formen: beide Milieus stellen wesentliche Trägerschichten des kirchlichen Lebens dar. Repräsentanten finden wir in unseren Synoden, Kirchenvorständen, in den Kirchenkonzerten, bei

⁸ Hradil, 2007

Gesprächsabenden. Cluster 6 und 3 dagegen repräsentieren den Gegentyp: kaum zu Hause in den kirchlichen Veranstaltungsformen, hohe Kirchendistanz, hohe Austrittsneigung und wenig bestimmte, teils agnostische bis atheistische Glaubenspositionen. Das traditionell-gesellige Milieu struet über Seniorenarbeit und Gottesdienste, die DOIY-Leute sammeln sich im Einzugsbereich der Kindergärten: Familiengottesdienste, Gemeindefeste usw.

Folie 33.

Gut. Liefert die EKD-Untersuchung weitere Beiträge zur „Schule des Sehens“? Ihre Daten in Verbindung mit zeitgleichen Erhebungen⁹ erlauben eine kritische Prüfung der gerne geäußerten Theorie von einer „Wiederkehr der Religion außerhalb der Kirche“.

Folien 34 – 37.

Keiner der Indikatoren stützt die verbreitete Theorie wirklich. Konfessionslose und Ausgetretene stufen sich selbst als „irreligiös“ ein, berichten – mit wenigen Ausnahmen – seltener als Kirchenmitglieder von eigenen Erfahrungen mit esoterischen Praktiken und ordnen sich selbst in der großen Mehrheit rationalistischen und areligiösen Positionen zu: „Eine höhere Wirklichkeit ist mir egal, ich folge keiner religiösen Lehre.“

Deshalb muß die These von der Wiederkehr der umformuliert werden. Es ist eine Wiederkehr der Religion nicht so sehr außerhalb als vielmehr innerhalb der Kirche, unter den Kirchenmitgliedern. Esoterik und Kirchenzugehörigkeit, Esoterik und Gottesdienstbesuch bilden kein Entweder-Oder. Was wir beobachten, ist eine Verflüssigung in der Kirche und unter Kirchenmitgliedern: vom strengen, dogmatischen Kathedralstil weg und hin zu einem flexiblen synkretistischen Stil der Spiritualität, der esoterische und christliche Elemente miteinander kombiniert. Ich denke, wir alle kennen das aus eigenen Anschauung: die gestaltete Mitte in der Fauengruppe; der Pastor auf der Renaissance-Kanzel, voller Ornat, und aus den kleinen Aktivboxen neben ihm plärrt ein sentimentaler Grönemeyer-Song; Qi-Gong und Zen und Obertongesang und Märchen aus 1001 Nacht in der Evangelischen Akademie usw. usw.

Folie 38.

Die stärkste Distanz, so war ein Ergebnis der EKD-Untersuchung, herrscht zwischen jugendkulturellem Stilmilieu und kirchlichen Orientierungen? Wie ist sie zu deuten? Noch einmal etwas Stil-Phänomenologie. Eine einfache Typologie polarisiert zwischen manischen (dionysischen, extravertierten) und depressiven (apollinischen, introvertierten) Ausdrucksgesten und Sinnvektoren:

- nach vor, nach oben: das ist die manische, ekstatische Bewegung
- nach innen, nach unten: so orientiert sich der depressive, introvertierte Stil.

Folie 39 – 41.

In der Anwendung auf unsere Fragestellung nach Jugendkultur und Kirche bedeutet dies: Der Stil der Jugend- / Popkultur betont die manischen Ausdrucksgesten in Körpersprache und Semantik. Elemente sind:

- Tanz, Disco, Ecstasy
- Aktion, Fun
- Geschwindigkeit (Ästhetik der Videoclips)
- harter, pulsierender Beat in der Musik
- kräftige, schreiende Farben usw.
- lautstarker Ausdruck.

⁹ ALLBUS = Allgemeine Bevölkerungsumfrage in den Sozialwissenschaften, 2002

Kirchliche Kulturstile kreisen eher um den depressiven Pol:

- ruhig, still, sich zusammennehmen (Hände falten)
- Verinnerlichung, Konzentration.
- leise Töne, gedeckte Farben.

Die Werbeästhetik unterstützt und fördert die manischen Orientierungen, sie setzt auf die jugendlichen „Trendsetter“ und benutzt deren Sprache und Semantik – in einem fast „manischen“ Jugendwahn. Die Logik ist klar: einkommenstarke junge Trendsetter sind ein Markt für immer neue Produkte – ältere „Trendrejoctoren“ lassen sich schwerer zum Kauf verführen.

Folien 42 – 44.

Anthropologisch-theologisch bleibt freilich die Frage, wie ruinös eine auf Dauer gestellte manische Orientierung für die Person, die Gesellschaft und ihr natürliches Umfeld ist¹⁰.

Folie 45 – 46.

Zurück zum Leitfaden unseres Argumentes. Individualisierung: Poröse Institutionen, unsichere Rahmenbedingungen für die individuelle Lebensplanung, Abkehr von positionalen zugunsten personaler Ordnungen, der oder oder die Einzelne als Jongleur mit vielen Bällen...

Ich formuliere meine abschließende These: Der beschriebene gesellschaftliche Kontext prägt den spirituellen Stil der Gegenwart. Wir leben in einer Situation der Unsicherheiten und Umbrüche, ähnlich wie in der Epoche der Spätantike. Analog sind unsere Suchbewegungen: Gesucht wird eine spirituelle Stütze und Vergewisserung der persönlichen Identität, gesucht wird das „Kohärenzgefühl“ als Bedingung seelischer und körperlicher Gesundheit¹¹. Und das heißt: kein großer, monumentaler, dogmatisch ritualisierter Kathedralstil – das Vertrauen ist erschöpft: keine Rettung mehr durch die Gesellschaft¹², there is no such thing as society - stattdessen: private, nahe, persönliche, intime Tröstung und Vergewisserung durch irdische und/oder himmlische Begleiter und Berater. Peter Brown beschreibt die Personalisierung des Übernatürlichen in der Person des Heiligen in der Spätantike: „Die klassische Periode beschwört das Bild eines großen Tempels herauf; mit dem Mittelalter verbindet man eine gotische Kathedrale. Dazwischen sind es die Porträts, die die Phantasie beflügeln, die Ikonen der Heiligen, die strengen Züge der Philosophen, die Reihen starrender Gesichter auf Fresken und Mosaiken. ... Der Aufstieg des Heiligen fällt ... mit der Aushöhlung der klassischen Institutionen zusammen; sein Niedergang – oder vielmehr die Anflachung seiner Aufstiegsbahn – fällt mit der neuerlichen Bekräftigung eines neuen Gefühls für die Erhabenheit der Gemeinschaft zusammen.“¹³ Phänomenologisches Exempel aus der Gegenwart: Der Siegeszug der Engel, z.B. des Bronzeengels aus dem Amt für Öffentlichkeitsdienst in Hamburg.

Folien 47 – 51.

Natürlich bleiben Fragen. Der große amerikanische Religionssoziologe Robert Bellah hat sie für sein Land gestellt¹⁴. Folgen wir nur noch unseren je eigenen spirituellen Weg, möblieren unsere Innerlichkeit mit Versatzstücken aus allen denkbaren religiösen Traditionen, die uns eine globalisierte Welt bereitstellt – oder verstehen wir uns weiterhin als Teil eines größeren Ganzen, als Leib Christi und Volk Gottes? Im ersten Fall brauchen wir nicht mehr als einen religiösen Supermarkt, der uns mit spirituellen Waren versorgt. Halten wir an letzterem fest, dann geht es um Überzeugungen, Lebensstile und -praktiken, die sich einbetten, einfließen und einordnen in den

10 Thomas Fuchs, Der manische Mensch, in: Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken. Nr. 30, Jahrgang 2000/2001, S. 22-41.

11 Vortrag Dr. Höcker.

12 Formulierung von Peter F. Drucker

13 Peter Brown, Die Gesellschaft und das Übernatürliche, dt. 1993, S.47.

14 Bellah, Habit und History

Traditionsstrom einer solidarischen Gemeinschaft – aber genau diese Gemeinschaft in einem solidarischen WIR läßt sich unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen immer schwerer durchhalten.

Folie 52.

Wir sollten uns um diese Frage nicht herumdrücken; Spiritualität und Kohärenzgefühl können nicht allein vom Ich und seinem Gott leben – der protestantische Irrtum -, das WIR der Gemeinde, des Volkes Gottes ist unverzichtbar.

Folie 53.

Ich schließe mit der Jahreslosung, in der poetische Fassung von Hilde Domin, und danke für ihre Geduld.